Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 19 (1937)

Heft: 43

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, den 29. Oktober 1937. Erscheint jeden Freitag 19. Jahrgang Nr. 43

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wir lesen heute:

Die öffentlichen Dinge
Ein großes Projekt — und die Mithilfe einer Frau
Geldfragen, die uns interessieren III
Die literarische Seite

Wochenchronik

Inland.

Bundesversammlung.

Der **Nationalrat** beginnt die zweite Sessionswoche gleich mit der Differenzenbereinigung zum Finanzprogramm. Schon bei den ersten vier Positionen, den Subventionen für Gewässerkorrektionen, Aufforstungen, Waldwege usw. zeigte er sich wenig gnädig. Er beharrte nicht nur bei diesen, sondern auch bei den Primarschulsubventionen, beim beruflichen Bildungswesen, bei den Krankenkassenbeiträgen wie auch bei der Ausscheidung von 35 Millionen für den Eisenbahnfonds auf seinen früheren Beschlüssen. Einzig in der Streichung der Abgabe von verbilligtem Benzin für Gewerbe und Landwirtschaft stimmte er dem Ständerat zu. — Eine Ueberraschung bringt die Vorlage über die Schaffung einer schweizerischen Filmkammer, die der Ständerat bereits genehmigte. Verfassungsrechtliche Bedenken gewinnen die Oberhand. Mit einem Zufallsmehr von 56 gegen 55 Stimmen wird die Vorlage an den Bundesrat zurückgewiesen. — Die Gewährung eines Bundesbeitrages an die schweiz. Landesausstellung von insgesamt zirka 4 Millionen will Nationalrat Hoppeler an die Bedingung knüpfen, daß die Landesausstellung am Bettag geschlossen bleibe, was indessen abgelehnt wird. — Zur Vorlage betreffend Neuordnung der Militärjustiz liegt ein sozialistischer Minderheitsantrag vor: die Divisionsgerichte sollen künftig aus einem Offizier, einem Unteroffizier und vier Soldaten bestehen. Der Antrag wird als Vorstoß gegen die politische und konfessionelle Integrität der Militärjustiz scharf bekämpft und mit starkem Mehr abgelehnt. — Bei der zweiten Differenzenberatung des Finanzprogramms bestehen noch vier Differenzen. Bei dreien, Bodenverbesserungen, Krankenkassenbeiträgen und steuerlicher Nichtbegünstigung der Holdinggesellschaften hält der Nationalrat nach wie vor an seinem Standpunkt fest, nur beim beruflichen Bildungswesen stimmt er einem ständerätlichen Vermittlungsvorschlag zu. Aber nachdem der Ständerat bei zweien dieser Differenzen noch weiter entgegenkommt, bereinigt der Nationalrat die letzte Differenz bei den Gewässerkorrektionen durch Zustimmung zum Ständerat, aber nicht ohne daß der Bundesrat aus dem neuen Arbeitsbeschaffungskredit hiefür eine Million fest ausscheiden will. Mit 96 gegen 44 Stimmen erfolgt in der Schlußabstimmung Annahme der Vorlage. Mit einigen weitern Schlußabstimmungen schließt der Nationalrat seine diesmalige Herbstsession.

Der **Ständerat** nimmt seine 2. Sessionswoche mit der Milderung der Zwangsvollstreckung auf. Aus bekannten Gründen — der Bundesrat möchte eine Totalrevision der Schuldbetreibungsrechtes prüfen — hält er an seinem frühern Entscheid auf Nichteintreten fest. — Der vom Nationalrat bereits genehmigten Verlängerung des Warenhausverbotes stimmt der Ständerat zu, insbesondere auch der Nichtmehrunterstellung der Genossenschaften unter dieses Verbot. Die Initiative der Kantone Freiburg, Waadt und Genf betreffend Verbot der Einheitspreisgeschäfte wird in Uebereinstimmung mit dem Nationalrat an die Kommission für den neuen Wirtschaftsartikel gewiesen, der Bundesrat dabei jedoch ersucht, den Räten baldigst einen Bericht über den Schutz des Mittelstandes vorzulegen. — Die erste Differenzenbereinigung zum Finanzprogramm leitet der Kommissionspräsident mit der sehr heiteren Bemerkung ein, daß die Kommissionsberatungen von der Milde des Alters überstrahlt gewesen seien, wie es sich für ein „Greisenasyl" gezieme und daß sich etwas von dieser Milde auch auf den glückhaft jungen Nationalrat übertragen möge. Der Ständeart erwies sich in der Tat als sehr versöhnlich: Bei den Primarschulsubventionen stimmte er dem Nationalrat zu, bei der beruflichen Ausbildung setzte er vermittelnd 7,25 statt 7,5 Millionen fest, ebenso vermittelte er bei den Krankenkassenbeiträgen, diese nur um 13 statt um 15 Prozent reduzierend. Bei der Ausscheidung von 35 Millionen für den Eisenbahnfonds stimmt er ebenfalls dem Nationalrat zu, nur bei den Gewässerkorrektionen bleibt er bei seinen d. h. den bundesrätlichen Ansätzen. Bei der zweiten Differenzenbereinigung mäßigt er seine Stellung nochmals: bei den Krankenkassenbeiträgen stimmt er der nationalrätlichen zehnprozentigen Reduktion zu, ebenso bei der steuerlichen Nichterleichterung für die Holdinggesellschaften. Bestehen bleibt einzig die Differenz bei den Gewässerkorrektionen. Da aber der Nationalrat infolge der bundesrätlichen Zusicherungen, seine bisherige Stellungnahme aufgibt, fällt damit nun auch die letzte Differenz dahin. In der Schlußabstimmung erfolgt die Annahme der Vorlage mit 31 gegen die 2 sozialistischen Stimmen. — Mit einigen weitern Schlußabstimmungen (Abänderung der Militärgerichtsordnung, Warenhäuser, Arbeitsbeschaffungskredit etc.) schließt der Ständerat Sitzung und Session.

Ausland.

Das **englische Parlament** ist in feierlicher Weise erstmals durch den neuen König eröffnet worden. Vorgängig der Zeremonie hatte das Unterhaus eine wichtige außenpolitische Aussprache, in der Eden sowohl wie Chamberlain ihre Stellung namentlich zum Stand der Nichtintervention und zum ostasiatischen Konflikt, resp. der Neunmächtekonferenz darlegten. Eden meinte vielsagend, daß keine Regierung sich für unbestimmte Zeit einem internationalen Abkommen anschließen könne, das fortwährend verletzt werde. Bezüglich der kommenden Ostasienkonferenz äußerte sich Chamberlain, es wäre ein Fehler, schon zum vornherein mit dem Gedanken an wirtschaftliche Sanktionen oder Gewaltanwendung an diese zu gehen.

Im **Nichteinmischungskomitee** gehen die Verhandlungen trotz Italiens kürzlichem Einlenken nur sehr mühsam vor sich. Gibt Italien nach, so versteift sich Rußland und beharrt seinerseits auf dem vollständigen Freiwilligenrückzug, ehe es die Zuerkennung der Kriegsführungsrechte überhaupt nur „prüfen" will. Ihrerseits wieder weigern sich Deutschland und Italien, die Schätzungen der Kommissionen für die Ermittlung der Zahl der Freiwilligen als bindend anzuerkennen und fordern Einstimmigkeit für die Beschlüsse. Man bekommt immer wieder den Eindruck, daß es mit der Aufrichtigkeit zur Verständigung nicht so weit her sei, daß es beide Parteien vielmehr darauf abgesehen haben, Zeit zu gewinnen und die Entscheidung hinauszuzögern. Edens hartnäckigen und geschickten Bemühungen indessen gelang es, immerhin gewisse Fortschritte zu erzielen: Der in Aussicht genommene symbolische Rückzug soll vorderhand zurückgestellt werden, die beiden Kommissionen sollen mit möglichster Garantie und Autorität für absolute Neutralität ausgestattet werden, die letzte Entscheidung über deren Befunde soll dem Nichtinterventionskomitee vorbehalten bleiben. An der Einstimmigkeit scheint Italien nicht mehr unbedingt festzuhalten. Andererseits kam Rußland um Einiges entgegen, indem es die Kriegsführungsrechte schon in Erwägung ziehen will, wenn erst ein „wesentlicher" Teil der Freiwilligen und nicht erst wenn alle zurückgezogen sein werden. Aber zu eigentlichen Beschlüssen ist es noch nicht gekommen.

Mittlerweile ist in **Spanien** Gijon in die Hände der Aufständischen gefallen. Damit ist Asturien und die Küstengebiete am atlantischen Ozean nun vollständig in den Händen der Nationalisten, damit beherrscht Franco zwei Drittel des spanischen Gebietes und verfügt über drei Viertel der für die Kriegsführung wichtigen spanischen Bodenschätze an

(Fortsetzung Seite 2 oben.)

Paris — und noch einmal Paris

Von Helene Kopp.

Paris, eine Weltstadt, die Ausstellung eine Weltausstellung, ein Pol der Anziehung, ein Mittelpunkt der modernen Welt. Von allen Herren Ländern strömen die Besucher herbei, um

die Ausstellung

zu besuchen. Sie ist längs der Seine gebaut, gruppiert sich um den Eiffelturm, der ein Ueberrest ist einer früheren Weltausstellung. Das Neueste an Ideen, an Produkten jeglicher Art ist hier zusammengetragen und zur Schau gestellt, als Zeugnis schöpferischer Kräfte der Gegenwart. Durch große, weite Hallen zwängt man sich an Menschen vorbei, sieht und staunt, möchte vieles im Gedächtnis behalten, eilt zum Nächsten, wird getrieben und geschoben, der Mensch wird zur Masse, er hat nicht Muße für sich, er eilt, will alles sehen und vermag es doch nicht.

Man wird müde, die Augen wollen nichts Neues mehr fassen, man setzt sich auf ein Schiff und läßt sich auf der Seine fahren. Ein wohliger Wind weht um die heiße Stirn, man ruht aus und bestaunt die Pavillons vom Wasser aus, wie sich da einer neben dem andern drängt.

Die Ausstellung ist wirkungsvoll angelegt, sie befriedigt allein durch die Anlage. Die Chicagoer Weltausstellung war noch großzügiger, bequemer, die Pariser ist intimer, aber ermüdender. Die Bequemlichkeit muß in Europa bezahlt werden, in Amerika wurde sie frei zur Verfügung gestellt. Viel Licht fällt in die modernen Bauten, alles ist durchflutet von Sonne. Paris versteht es, die Nacht märchenhaft zu gestalten. Wasser plätschern, Springbrunnen springen, alles ist von wechselndem Lichte beleuchtet und wirkt phantastisch.

Der Eintritt in die Ausstellung ist billig und darum fast jedem möglich. Eine Menge von 200,000 Menschen schiebt sich vor- und rückwärts, staut sich, verliert sich. Man trifft sich im Schweizer Pavillon wieder, wo gestickte Roben von der Arbeit unserer engeren Heimat zeugen, man freut sich an den Werken der Heimat, durcheilt die nächsten Pavillons, besteigt oder vielmehr befährt schließlich den Eiffelturm und schaut über die Dächer der Riesenstadt. Weite Plätze, über die die Autos rasen, scheinen sich wie ein Karrussel im Kreise zu drehen, alles ist Bewegung in den Straßen, die sich endlos zwischen den Häusern durchzwängen, bis hinaus zum Bois de Boulogne. Die Bewegung setzt sich in den Wäldern fort, leise schwingt die Luft durch die Blätter und verliert sich irgendwo am Horizont, wo der Dunst der Stadt zur Wolke wird.

Draußen liegt Versailles, das wunderschöne Schloß mit seinen enormen Gärten. Dort lebten die Könige in Prunk und Pracht, währenddem das Volk darbte. „Wer die Revolution verstehen will, muß nach Versailles gehen," sagt unser Führer, und wir vernehmen Zahlen, die uns schwindlig machen. Hier ist Raum, ist Platz, ist Weite, ist Schönheit. An Sonntagen drängt sich die Welt hier hinaus, sie will der Stadt entrinnen und trägt sie doch mit sich in diese Gärten. Die Männer, Frauen, Kinder setzen sich auf die breiten Treppen, auf die Mauern und bestaunen die Pracht, die Allgemeingut geworden ist. Sie, die drinnen in den Mauern der Stadt fast ersticken, können auch hier nicht allein sein, sie setzen sich dicht einer neben den andern und ahnen vielleicht, welche Wohltat es wäre, allein hier in dieser, wenn auch künstlich angelegten Natur zu sein.

Paris hat seine zwei Gesichter, das elegante, das dem fremden Besucher gezeigt wird, das armselige, das die fremden Ausgestoßenen aufnimmt. Diese zwei Welten stehen sich Aug in Auge gegenüber, ohne sich zu berühren, wie der deutsche und der russische Pavillon. Vorwärts strebend, gewaltig, eindrucksvoll sind die Figuren der Russen, selbstsicher und erhaben der Reichsadler der Deutschen. Zwischen den zwei Pavillons flutet die Menschennenge hin und her, bewundernd, erstaunt, kritisch und doch vermögen sie nicht zu vermitteln, jedes Gebäude steht auf seinem Grunde festgemauert. —

So berührt auch die elegante Welt die Vorstädte nicht. Was sich in ihre Mauern flüchtet, verschwindet, will nicht gesehen sein. Da draußen, wo immer schon Not und Elend hauste, hat sich bitterstes Menschenleid gehäuft.

Emigranten aller Länder

fanden Zuflucht und Unterschlupf. Elend lehnt sich an Not und Frau Sorge durchschlüpft die Häuser Tag und Nacht, vom Keller bis hinauf zum siebenten Stockwerk. Sie zwängt sich durch die rußigen Hinterhöfe, stolpert über ausgetretene Stiegen, schürft sich an zerbröckelten Mauern und hockt auf der Brust der entnervten Menschen. Ohne Heimat, ohne Geld, ohne Arbeit, ohne Schutz fristen die deutschen Flüchtlinge, wie die Russen, Polen und vielleicht schon Spanier und Chinesen ihr Schattendasein. Sie dürfen nicht arbeiten und müssen es doch, sie leben in Angst und Kummer, kaum daß sie ein Stück Himmel sehen. Eng zusammengepfercht wohnen sie in kleinen Wohnungen oder einzelnen Zimmern. Hier gibt es keine Unterschiede des Ranges, der Nation. Die „Assistance medicale", die mit Hilfe des Schweizer Bureaus: „Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés" ins Leben gerufen wurde und von der Mildtätigkeit unseres Landes abhängt, hilft so viel sie kann. Sie hat Schüler-Speisungen eingerichtet, sucht Ferienorte in der Schweiz für Kinder der Aermsten, sie kontrolliert die Gesundheit der Kleinen, hilft mit Beiträgen, mit Kleidern, mit Ratschlägen. Da habe ich endlich das kleine Haus der Assistance gefunden. Die Räume sind eng und klein, die Not, die ein jeder hineinträgt, macht sie noch kleiner, es ist als ob sie den vielen Jammer nicht fassen könnte.

Und dann besuche ich unser Ferienkind Rösli, suche es in einer düsteren Gasse, durchlaufe einen dunklen Hof, steige eine schmutzige, wacklige Treppe hinauf, tappe durch einen finsteren Gang und erkenne das Kind in seinem blauen Waschkleid in der Türöffnung. Sein gestern noch frohes, rundes Gesicht ist über Nacht lang und schmal geworden, es ist scheu und führt mich verlegen durch die Küche, die ein Loch ist, in die Stube, in der so wenig Raum ist, daß sie von uns vier Personen ausgefüllt wird. Das Kind schluckt und schluckt und die Mutter sagt: „Ach Gott, was will ich mit dem Kinde tun, es soll doch wieder zurück, ich habe ja nichts zu essen. Wenn es in vier Wochen zur Schule kann, dann hat es dort doch das Mittagessen." „Rösli", sag ich, „willst du nicht zurück in die Schweiz?" Noch höre ich das Kind, wie es ausrief, als es die Schweiz verließ: „O, seht doch die grünen Wiesen, die Bäume, die Hügel", es war, als wollte es die Schönheiten in sich reißen, um in diesem düstern Winkel der Stadt davon zu leben. Das Kind antwortete nicht sogleich, erst als die Mutter draußen war, sagte es leise: „Ich geh ja schon zurück!"

Die Welt ist ein großer Zusammenhang, von Arbeit, nicht jedem ist das gleiche auferlegt; aber jedem ist auferlegt, daß er sich als Bruder seiner Mitmenschen fühle. Berthold Auerbach.

Ora

Aus „Die Geschichte der Tilman-Söhne" von M. B. Kennicott. Verlag R. W. T.

Es war einmal eine Insel in einem Fluß, aus weißem Sand, mit Weiden bestanden, mit hellen Ländern, die in spiegelklares Wasser tauchten und über denen winzige huschende Schatten kleiner Fische hin- und herliefen, fein flache Uferwände, die so einladend waren, daß Kinderfüße über ihnen ins Wasser laufen mußten, um die weichen Schollen des Sandes unter den Zehen hinschmelzen zu fühlen. Die Weidenruten strichen um die nackten Beine; das Schilf war hart und rachlig; es war ein Wind da, der vom weiten Fluß herkam und immer ein wenig atemraubend war, immer ein wenig bedrängend. Aber die Wonne des heißen Sandes, in dem die Kinderfüße einsanken, und das hellgrüne, lauwarme Wasser über den flachen weißen Uferrändern waren über aller Unruhe von Wind und Weite das Paradies, in das man jeden Sommertag hineintauchte. Und es gab nur Sommertage.

Alles kam ans Wasser, was zu dem Hause an der hohen waldigen Uferböschung gehörte, dem Hause des Urgroßvaters auf Groß-Ullmen — die großen Leute und die Kinder, die Hunde und die Pferde; vor allem die Pferde gehörten mit zu allem, was man tat, warem bei allen dabei; überall Pferdeköpfe und Pferdeaugen, überall das Schnauben der großen Nüstern, an denen man das Atmen selber verkörpert sah, trinkende Mäuler, die mit ihrem tiefen, kaum absetzenden Zug durstig machten beim Zuschauen. Sonnenlicht auf spiegelnden Pferderücken, spritzendes Wasser schlagender Hufe gehörten zum Sommertag; denn das Land war Ostpreußen und das Wasser war die Memel.

Man saß am Wasser, fünfjährig, so klein und dumm, daß man gar nichts wußte. Die größeren Kinder, die schon auf der Schiefertafel malten und jeden Tag etwas auswendig lernten, waren Respektspersonen, denen man von ferne zusah. Man saß am Wasser in dem durchsichtigen Schatten der Weiden, völlig unbeachtet, denn alles war im Flusse, badete und lärmte um einen herum, während man selber, die Füße im warmen Sand, halb träumend die Augen am Himmel hatte bei den weißen ziehenden Wolken, oder drüben am Ufer, wo die saftigen Memelwiesen lagen und wohin die Fähre langsam hinüberzog mit strudelnden Wellen am Bug und hallenden Stimmen.

Und was man dort dachte, als man da so sommerstill und selig vergessen am Ufer saß, was man fühlte, wenn man in den Himmel sah, das blendende Licht auf den Augenlidern und das Sausen des Flußwindes, stürmisch und weich, auf den Wangen und im Haar, das ist dasselbe geblieben bis auf den heutigen Tag. Was man damals wußte im Halbdunkel der Seele, ganz allein unter den Vielen, die da mitlebten, den Menschen und Tieren, den Bildern und Stimmen des Lebens, das weiß man noch heute und weiß es nicht besser als damals.

Es war am schönsten, wenn niemand kam und etwas sagte oder fragte. Es war vielleicht zum ersten mal das vollkommen wunschlose Glück, wenn man so allein gelassen war in dem weiten frohen Trubel der anderen, die schwammen und tauchten und miteinander lachten. Wie eine wunderbare goldene Glocke lag das Sonnenlicht über allem; das köstliche Gefühl des warmen geborgenen Lebens rührte das Kind an, es war als öffne sich sein Herz.

Es war heiß und die kleinen kühlen Wellen spülten über die Kinderfüße. Ein großer brauner Pferdeleib schob sich vom Ufer des Flusses ins Wasser hinab. Er tauchte schwer hinein bis an den Hals, der blanke Rücken lag flach über dem Wasserspiegel, ein Junge saß rittlings darauf, das weiße Licht auf seinen nackten Schultern, ein großer fremder Junge mit einem schmalen braunen Gesicht, ernsthaft und aufmerksam unter seinem dunklen Haarschopf. Der Körper des Pferdes machte eine Wendung, man wußte, jetzt stieß es sich mit den Hufen sacht vom abfallenden Uferrand ab. Es schwamm nun, lautlos, fast ohne das Wasser zu bewegen, den Kopf hoch, die Nüstern weit, es zog dahin, so fest, so ruhig wie ein Floß. Dies Eintauchen, Dahingleiten in dem tiefen strömenden Wasser ergriffen das Kind am Ufer mit der Luft eines Traumes, es ging ihm durchs Herz wie ein Aufatmen, seine Augen folgten ihm, es stand im Wasser. Nur wenige Meter weit ab schwammen Pferd und Reiter dahin. Das Kind schritt in den Fluß, die Augen weit offen, der Boden wich ihm unter den Füßen, eine lichtgrüne Dämmerung umfloß es, umschloß es eine Sekunde in totenstiller Ferne, es glitt dahin, noch völlig ohne Furcht, die Augen noch offen in der gläsernen Kühle. Dann brach es wie ein tausendstimmiger Schrei über ihm zusammen, ein Ruck packte es, Luft, Licht und Lärm brachen herein, es tauchte auf am nassen Hals des Pferdes, hörte schnaubenden Atem, sah sein erschrecktes Auge. Der fremde braune Junge hielt es gepackt und strich ihm das triefende Haar aus der Stirn. „You silly — you silly baby . ." stammelte er, und man fühlte mit einem sonderbaren Schreck, daß er nicht böse war, wie die Vettern es gewesen wären, daß er nicht mit kräftiger Faust schüttelte und heftig schalt, wie es sich gehört hätte nach heimischem Brauch — es schien fast als sei er nur erschrocken und besorgt, als entstehe unter seinem teilnehmenden Blick erst das Bewußtsein der unerhörten Dummheit, die man gemacht hatte. Der schwere Pferdeleib wendete unter ihm, stampfte im Wasser des Ufers. Hände griffen nach dem Kind, zerrten die nassen Kleider ab, Wolken von rauhem Badelaken umhüllten es, es ließ sich kräftig reiben und schütteln, man trug es ins Haus. Es gab viel überlautes Fragen und Ausrufen, Vorwürfe und sogar Tränen — aber es schien als ob das Staunen über den unerklärlich dummen Streich handgreiflichere Strafen abhielt.

Das trockengeriebene, unter lautem Schelten umgezogene Kind wurde wieder entlassen, es tauchte

Erzen usw. Die spanische Volksfrontregierung soll ihren Sitz von Valencia nach Barcelona verlegen wollen. In der Nähe von Madrid sollen Ueberläufe zu den Nationalisten stattfinden. Hier, in diesen Vorgängen ist wohl der Schlüssel für die immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten im Nichteinmischungskomitee zu suchen.

In **französisch Marokko** sind unter den Arabern Unruhen ausgebrochen, die der französischen Kolonialverwaltung Sorgen machen. Sie hat strenge Maßnahmen ergriffen. Man geht wohl kaum fehl, diese Unruhen mit der allgemeinen panarabischen Bewegung, die in Palästina ja auch England zu schaffen macht, in Zusammenhang zu bringen. Und kaum ein Zweifel, daß diese Bewegung von Italien geschürt wird.

Die Teilnahme an der Neunmächtekonferenz hat nun auch Italien zugesagt. Deutschland dagegen soll sie ablehnen, um freie Hand zu behalten. Vor allem aber lehnt sie Japan ab. Was „im Fluß" begriffen ist, erfährt man aus verschiedenen Meldungen: Zwischen Italien und Japan soll ein antikommunistischer Pakt vor dem Abschluß stehen, der japanische Botschafter in Berlin soll durch einen neuen Mann, der im Gegensatz zum bisherigen Botschafter für die Anlehnung Japans an Deutschland eintritt, ersetzt werden. Es ist also vorauszusehen, daß Italien und Deutschland sehr die Geschäfte Japans besorgen werden.

Schließlich will ich auch das russische Bureau aufsuchen und finde auch hier eifrig bemühte Menschen, die ihren Landsleuten in rührender Weise helfen und wieder laufe ich durch Gassen und Straßen und klopfe an Türen und erschrecke. Hier ist die Not noch größer: Da ist eine steile Treppe, der Boden ist wackelig, ein Loch zeugt von einem Unfall, wir steigen höher. Eine Türe steht offen, wir treten ein. Mir erstirbt das Wort auf den Lippen. Eine leere Dachkammer, nur auf einem eisernen Ofen ein Pfännchen, Lumpen am Boden, sonst nichts. Eine Frauenstimme ruft, „Wer kommt?" In zwei Schritten sind wir an der offenen Kammertüre, auf einem Doppelbett sitzt eine Frau, ein vergrämt runzliges Gesicht läßt ihr Alter nicht erraten, glatte Haarsträhnen fallen ihr über Stirn und Augen, sie nährt einen Säugling und entschuldigt sich, weil sie nicht aufstehen kann. Außer dem Bett ist kein Stuhl, kein Tisch, nichts da, es hätte auch nicht Platz. Durch ein Dachfenster dringt mattes Licht. Die Hitze liegt schwül und erstickend dick in dem schwarzen Raum. Die Frau erzählt, daß sie gestern durch den Boden gefallen sei. Ich interessiere mich mehr aus Verlegenheit für das Kleine, das bleich und rund in Lumpen gehüllt in dem Arme der Frau liegt. Hier wohnt sie mit sechs Kindern und einem verrückten Mann. Sie ist die Tochter eines früheren russischen Konsuls. —

Die Nacht ist angebrochen, wie wir die Stätte menschlichen Elends verlassen; ein Taxichauffeur bringt mich zum Hotel zurück. Das Auto rast durch düstere Gassen, biegt in elegante Boulevards ein. Von ferne winkt der beleuchtete Eiffelturm, Raketen schießen durch die Luft und lassen Hunderte von Sternen fallen, Goldregen fällt vor unseren Augen in die Tiefe. Der russische, ehemalige General sitzt am Steuer und fährt mich zurück. Ihm und seinen Leidensgenossen bleibt nichts als die Erinnerung, die sie auf die Kinder übertragen. Sie erzählen von wogenden Aehrenfeldern, von Palästen, von Regimentern, die sie führten, sie lieben ihr Land und hoffen auf Gott, der sie, oder die Kinder in die Heimat zurückbringen wird. —

Wir sind in Montmartre angekommen, ich steige aus. Mondäne Welt umfängt mich, dicht besetzt sind die Cafés, die Kinos und Variétés haben ihre Tore offen. Menschen wogen auf und ab. Der Chauffeur lächelt und sagt: „Wir sind den Schweizern so dankbar, weil sie unsere Kinder retten." Dann fährt sein Auto zurück, durch helle Boulevards hinaus in die dunklen Straßen der Vorstadt. —

Die öffentlichen Dinge

„Wenn die Söhne eines Hauses bei Zeiten sehen und lernen, wie die öffentlichen Dinge auf rechte Weise zu ehren sind, so bewahrt sie vielleicht gerade dies vor unrechten und unbesonnenen Streichen."

Also spricht Frau Regel Amrain in Gottfried Kellers immer gleich lebendiger Erzählung. Und wie wir Frauen dem Dichter Schiller dankbar sind, daß er uns das gültige Bild der Stauffacherin festgehalten hat, so wissen wir uns dem Dichter Gottfried Keller tief dankbar verbunden für seine Gestalt der Mutter und Erzieherin Regel Amrain, die es verstand, aus ihrem Sohne einen Staatsbürger bester Sorte zu machen.

Heute wie immer ist es so, daß die Herren der Schöpfung im großen Ganzen die Frau, die sich um Politik kümmert, nicht gerne sehen. Versteht sie viel davon, so ist einem irgendwo im Unbewußten nicht ganz wohl dabei, daß die so schöne These von der Unterlegenheit der Frau in politicis nicht stimmen soll; versteht sie wenig davon, so ist man gar gern bereit, diese schon zitierte These wieder einmal mit freudiger Genugtuung bestätigt zu finden und damit seine eigene Macht und Herrlichkeit wieder ein wenig befestigt zu sehen. Nur zwei Frauen, sind immer sicher, als gute Staatsbürgerinnen und politisch denkende Frauen Gnade zu finden und sogar als beliebtes Vorbild in Festreden genannt zu werden: Regel Amrain und die Stauffacherin! Keine wird kommen und die heutigen Zeiten kopfschüttelnd und kritisch betrachten, keine wird aufstehen und zu ihrem Gatten oder Sohne ein Wort der Führung sagen, keine wird irritieren durch eigene selbständige Meinung — also: Ehre sei ihrem Andenken!

So haben wir heutigen, wir lebenden Frauen einen schwereren Stand. Wollen wir sein, was jene waren, so sind wir unbequem; wollen wir werden, was jene noch heute sind: Mahnerinnen, so sagt man uns, daß die Frau ins Haus gehöre — und läßt uns stehen und sinnen in einer Welt, deren Häuser von Bomben zerrissen werden. Noch sind zwar unsere Häuser im Schweizerland nicht Zielpunkte für Fliegerbomben, doch leben wir immerhin in der Zeit der Verdunkelungs- und Luftschutzübungen und unser Schweizerhaus, noch nicht angegriffen vom äußern Feind, braucht „Luftschutz" in anderem Sinne: Unsere Luft, die Luft in der wir atmen, in der unsere Männer und wir selbst wirken, in der unsere Kinder heranwachsen, braucht „Schutz". Sie muß gereinigt werden von den Bazillen des Neides, der Zwietracht und des Hasses und sie sollte gefüllt werden mit den Elementen des Einigenden, des aufbauenden Willens. Der Einflüsse von außen, von Norden und Süden und Osten sind genug, daß wir es fühlen: nur eine Schweiz, in der „die öffentlichen Dinge auf rechte Weise zu ehren sind", wird dem Sturm von außen standhalten.

Die moderne Zeit braucht Schweizerfrauen, die die Staatsidee tiefer erfassen. Staatsbürgerliche Erziehung für beide Geschlechter ist heute politische Losung. Die Idee der Demokratie muß wieder lebendig werden im ganzen Volk. Sie muß in der gefühlswie verstandesmäßigen Einstellung neu Wurzel fassen bei Mann und Frau. Zur inneren Landesverteidigung müssen wir neue geistige Positionen beziehen. Welche Schweizerin möchte diese Entwicklung nicht mitmachen?

(Aus „Aufgaben der Frau zur inneren Landesverteidigung", von Dr. Frieda Imboden-Kaiser im „Schweiz. Frauenkalender 1938".)

Die öffentlichen Dinge — sie sind nicht Wahl und Abstimmung allein. Oeffentliche Dinge sind auch Versammlungen, Presseberichte über Versammlungen, Kämpfe für oder gegen Gesetze etc. Werden diese öffentlichen Dinge „auf rechte Weise geehrt?" Es geht uns hier nicht um das Anklagen einer Gruppe oder um das Rühmen einer anderen. Aber wir, Stellvertreterinnen von Frau Regel Amrain, müssen uns doch fragen: wie soll die Luft im Schweizerhaus rein und gesund sein können, wenn die politischen Methoden immer skrupelloser werden?

Ein Beispiel aus neuester Zeit: Ein Leitartikel in einem Blatte, das eine Auflage von 230,000 Exemplaren hat, wie es selbst meldet, trägt den Titel „Um Frau und Kind". Voll Interesse greifen wir darnach und finden hier beschrieben, daß 10,000 Mann an einer Massenversammlung als Vertreter des kaufmännischen und gewerblichen Mittelstandes protestiert haben gegen den Großhandel. Es wird beschrieben, wie sie „per Zug und Extrazug, in Auto und Autocars, per Velo und Töff" zu Tausenden gekommen seien und „hinter ihnen stehen 10,000 Gattinnen und einige 10,000 Kinder, für die sie Verantwortung tragen und die sie erhalten müssen". Uns hat diese Schilderung zuerst das Bild einer machtvollen Versammlung geboten, als hätten sich da aus eigener Not Tausende auf den Weg gemacht — — —

Wir blättern weiter in dem guten Häuflein Zeitungen, das sich über den Sonntag auf dem Schreibtisch angesammelt und — finden von der andern Seite im gegnerischen Blatte an ebenfalls erster Stelle weiteren Kommentar dazu: „Die Versammlung in Lausanne war von den Markenartikelfabrikanten großzügig finanziert, war doch den 8—10,000 Teilnehmern freie Fahrt nach Lausanne mit gutem Mittagessen — vin à discretion — bezahlt!" —

Nun weder uns noch Regel Amrain hat es geblieben: auch ihr neues Buch ist ein warmherziger Aufruf zur Verständigung der Völker, des deutschen und des englischen Volkes im besondern. Unter dem Druck der politisch bedrohlichen Verhältnisse ertönt er heute noch eindringlicher als einst. „Denn eines haben wir verwirkt nach jener schweren Niederlage, die der Weltkrieg allen bedeutet hat, die guten Willens sind: das ist das gedankenlose Weiterleben, das Verzichten auf die eigene Verantwortung vor der gewaltigen Aufgabe. Wir haben nichts vermocht; umso schwerer wiegt die Verpflichtung, neu anzufangen. Das ist alles, was wir tun können für die Jungen, die uns nachfolgen." So spricht die Deutsch-Engländerin Lady Dartington, die Großmutter Ora, über dem Bettchen des in Deutschland geborenen Enkels.

M. B. Kennicott besitzt die besten Voraussetzungen, um ihrer mit Ernst empfundenen Aufgabe gerecht zu werden. Weitgehende, wohl auch durch die Herkunft gegebene Beziehungen verbinden sie dem deutschen wie dem englischen und schwedischen Lebenskreis. Ihre Darstellung deutscher wie englischer Menschen und Verhältnisse trägt darum alle Merkzeichen vielfältiger, lebendig gepachtener Einsicht. Ein reiches Wissen um politische, soziale und kulturelle Entwicklungen und Zusammenhänge, um deutsche wie um englische Geschichte, ermöglicht es ihr, viele Ursachen des deutsch-englischen Mißverstehens aufzuzeigen, das so schwerwiegende Folgen gezeitigt hat, und die es jeden Tag zum Unheil der Menschheit wieder bewirken kann. Zugleich ist es das Bestreben der Autorin, das Verbindende zwischen den Völkern herauszugreifen und ins Licht zu stellen. Wenn man sich als Außenseiter in diesem Zusammenhange eine Frage gestatten darf: war es unumgänglich, eine Rede des Führers des deutschen Volkes als Verheißung auf eine bessere Zukunft mit aufbauender, lebensbejahender, völkerverbindender Weltpolitik zu preisen und fast wörtlich anzuführen?

Ein bis zum Jahre 1733 zurückführender Stammbaum ist dem Bande beigegeben, der vom Geschicke der zum Teil nach England und Schweden verpflanzten, zum Teil auf den ostpreußischen Stammgütern verbliebenen Familie Tilman-von Huessen Kunde gibt. Bild um Bild aus dieser ehrwürdigen Reihe wird von Ora, der Nachkommin, für die noch später Geborenen gezeichnet und gedeutet. Eine besondere Leuchtkraft geht von den Frauengestalten aus, deren bedeutendste jene junge Marie Hugessen ist, die nach dem Tode des Vaters Güter und Höfe selbständig verwaltet und sich durch die Schrecknisse der Franzosenzeit allein hindurchgeschlagen hat.

„Wir alle sind nicht wir, sondern hängen mit unserm Sein und Tun von denen ab, die vor uns waren." Dies Wort von Isolde Kurz hat M. B. Kennicott als Motto über die Geschichte der Tilmansöhne gesetzt. Sie bekennt damit ein starkes Empfinden für die geheimnisreichen Einflüsse der Abstammung und läßt darum die Erzählerin Ora so liebevoll beim Andenken an frühere Generationen verweilen. Durch dieselben verborgenen Strömungen weiß sich diese auch den fernlebenden Verwandten verbunden, so daß ihr persönliches Leben als Mittelpunkt vieler von weit her gezogener Linien erscheint. Im besonderen wird die schwedische Cousine Ebba zur geliebten Jugendfreundin und durch ihr tragisches Geschick bestimmend für Oras eigenes Schicksal; mit dem englischen Vetter Tilman, der ihr als Vertrauter der Jugend schon immer bedeutsam ist, nimmt Ora endlich in gereiftem Alter die Lebensgemeinschaft auf.

Im Laufe dieser Erzählung weiß M. B. Kennicott ihren Leser durch Momentbilder von größter Lebendigkeit zu beglücken, sie bezaubert ihn mit Landschaftsschilderungen voll poetischer Schönheit und zeigt ihm Porträtköpfe von überzeugender Prägung. Trotzdem hieße es die Absichten der Autorin verkennen, wollte man sich lesend nur an diesen köstlichen Einzelheiten erfreuen und ihr Buch ausschließlich unter ästhetischem Gesichtswinkel betrachten. Denn mehr als alle Erzählerfreude noch ist es die verantwortungsvolle Sorge um die Zukunft der beiden geliebten Völker, die sie selbst bewegt und sie bei der Gestaltung ihrer Erzählung bestimmt. So wie es ihre Heldin Ora im Kreise englischer Jugend getan hat, will M. B. Kennicott die Vorurteile hüben und drüben beseitigen helfen, welche sie wie trennende Mauern zwischen den Völkern aufgerichtet sieht. Ihrem Buche ist darum in Deutschland und den übrigen deutschsprachigen Ländern ein starker Widerhall zu wünschen, es sollte aber auch — in englischer Fassung — unter den Frauen und Müttern Englands seine Wirkung tun können. A. H.

Ein großes Projekt — und die Mithilfe einer Frau

Ausstellungen haben ihr „Für" und ihr „Wider". Das große Getöse von Propaganda, das Schaustellen vieler materieller Dinge ohne Möglichkeit, in die Tiefen zu dringen und Geistiges zu veranschaulichen, ist vielen unsympathisch. Aber auch die Ausstellungsgegner muß es mit Bewunderung erfüllen, wie anläßlich größerer, ernsthaft vorbereiteter Ausstellungen die Kräfte sich regen, wie äußerste Anstrengungen gemacht werden, um etwas beizutragen, das die angestrebte Schau vervollkommnen könnte.

So gehört es mit zum Erfreulichsten, das bis jetzt über die Schweizerische Landesausstellung gemeldet werden kann, daß die Schweizerische Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft den Beschluß gefaßt hat, ein Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft herauszugeben, für welches die Subskription eröffnet wurde, und bis zum 15. Dezember laufen wird. 2 Bände von je 600 Seiten sind geplant; ein umfassendes Programm liegt vor.

Das Sekretariat dieses schönen Werkes ist Dr. Erika Rickli übertragen worden, einer jungen Zürcher Nationalökonomin, die sich durch eine flotte Dissertation über „Den Revisionismus" (Revisionsversuch der deutschen marxistischen Theorie) und durch andere kleinere Schriften über die Arbeitslosenversicherung und die Erbschaftssteuer in der Schweiz bekannt gemacht hat. Diese Anstellung bietet uns eine Garantie dafür, daß Fragen betreffend die Rolle der Frau in Wirtschaft und Gesellschaft ihren Platz in diesem Werke finden und das Handbuch auch für uns zu einer nützlichen Publikation macht. Vorläufer des Werkes sind der „Furrer" und der „Reichesberg", Lexika, die längst veraltet sind. Wir blätterten neugierig in ihren Seiten, um zu sehen, was sie ihrerseits über Frauenfragen brachten. Im ersten Band von Furrers Werk, erschienen 1885, findet sich kein einziger besonderer Artikel über Frauenangelegenheiten (wohl aber ein solcher von 9 breiten Linien über den „Fraurothacher", einen Apfel, der den Herausgeber offenbar weit wichtiger dünkte, als die „Frau in der Volkswirtschaft"). Der „Reichesberg", erschienen von 1902 bis 1911, enthält dagegen zwei gute Artikel über Frauenarbeit und Frauenbewegung, letzterer geschrieben von Helene von Mülinen, die damals Präsidentin des Bundes schweizerischer Frauenvereine war. Es ist eine formvollendete und sachlich interessante Arbeit, die den Geist der großen Frau verspüren läßt. Was wird nun das neue Werk bringen? Wir beglückwünschen Dr. Rickli zur reizvollen Aufgabe, Programm und Stichwörter des Handbuches weitgehend ausarbeiten zu dürfen, und wir beglückwünschen uns, daß man einer Frau die Energie, Ordnungsliebe, den systematischen Geist und die Logik zugetraut hat, die zur Vollbringung der schwierigen Aufgabe nötig sein dürften. S.

Geldfragen, die uns interessieren

III. Buchhaltung und Budget

Wer mit Geld zu tun hat, sollte sich auch über die Verwendung desselben durch eine Buchführung Rechenschaft geben. Ob diese in einem einfachen Kassabuch oder in einer richtigen, kaufmännischen Buchhaltung besteht, richtet sich nach dem einzelnen Fall und ist im Grunde weniger wichtig als die Tatsache, daß überhaupt aufgeschrieben wird. Die vielfach geäußerte Meinung, daß Aufzeichnen nicht nötig sei, weil das Geld ja ohnehin ausgegeben werden müsse, ist eine Ausflucht, oft reine Bequemlichkeit, oft Selbsttäuschung. Sind genügend Mittel vorhanden, so geht es schließlich noch; sind die Mittel aber knapp, so ist es ohne Buchführung viel schwerer, einen Ueberblick zu bekommen und zu sehen, wo die nötigen Einsparungen gemacht werden können.

Gegenstück zur Buchhaltung und deren Ergänzung ist das Budget, das als Aufstellung der mutmaßlichen Einnahmen und Ausgaben in die Zukunft weist, während jene einen Rückblick gewährt. Ein Vergleich der Beiden gibt oft interessante Aufschlüsse, und vor allem bildet die Buchhaltung des vergangenen Jahres die Grundlage für das Budget des neuen. Wer ein Budget macht, teilt im voraus, wenigstens auf dem Papier, seine Mittel ein; er nimmt sich vor, was er brauchen darf und wird deshalb Ausgaben, die er sich nicht leisten kann, viel eher unterlassen, als derjenige, der ausgibt, bis nichts mehr da ist.

Vor der Aufstellung eines Budgets schrecken nun aber viele Leute zurück, während dies tatsächlich gar keine so großen Schwierigkeiten bietet. Nur soll man sich hüten, was praktisch leider, gerade im Geschäftsleben, vielfach vorkommt, sich und andere mit allzu schönen Budgets zu täuschen. Allgemein zu beachten sind folgende Punkte: die eingesetzten Beträge sollen möglichst den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen, doch sind die Einnahmen eher zu niedrig, die Ausgaben zu hoch einzusetzen; kleine Posten und vor allem unerwartete Ausgaben dürfen nicht vergessen werden; mit Vorteil wird auch der Betrag, den man im Laufe des Jahres erübrigen möchte, unter die Ausgaben eingesetzt.

Wer einmal, sei es nun privat oder geschäftlich, ein solches Budget aufgestellt und dann nach Ablauf des Jahres mit den effektiven Zahlen verglichen hat, wird die großen Vorteile ohne weiteres einsehen.

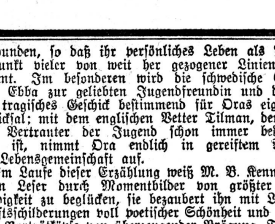
Dr. Elisabeth Nägeli.
Finanzielle Beratungsstelle der Bürgschaftsgenossenschaft „SAFFA".

Aus der Fürsorge

Spanier-Kinderhilfe.

E. P. D. 320 Sonntagsschulen haben Geld gesammelt und den schönen Betrag von Fr. 10,642.— aufgebracht. Mit diesem Geld ist ein Wagen angeschafft worden, der im Verein mit andern mithelfen soll, Kinder von Madrid nach Valencia zu bringen. Bis jetzt konnten schon über 4000 Kinder gerettet werden.

Kuranstalt Seeschau
Dr. med. Liebert Kreuzlingen am Bodensee
Milde Kneippkuren, Homoeopathie, Diät. Tel. 118



---

unter im Schwarm der anderen, saß am untersten Ende der langen Mittagstafel, machte sein kleines dummes, alltägliches Gesicht, mit dem es immer durchkam, hinter dem es sich verbarg vor den Unsicherheiten des Tages. Es schielte über seinen Suppenteller zu seinem Lebensretter hinüber, dem unbekannten Vetter Tilman aus England, dem Neuangekommenen; von dem alle anderen gewußt und nur das dumme Kleine nichts begriffen hatte. Er saß unheimlich gesittet und zusammengenommen da, groß und korrekt, ganz oben, wo die Reihe der Kinder allmählich überging zu den Erwachsenen, rechts und links vom Hausherrn, die Basen und Vettern zu Tanten und Onkeln wurden. Der Vetter Tilman war zu Besuch beim Urgroßvater, wie man selber, einer von vielen in dem großen Ferienkreis des Sommers.

Die Geschichte der Tilmansöhne

Dem Jüngsten erzählt von M. B. Kennicott.
Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen.

Die Autorin des vor einigen Jahren erschienenen Briefbandes „Das Herz ist wach" wendet sich heute wieder an jene Leserschaft, die ihr damals mit so großer seelischer Anteilnahme gefolgt war. Ihr tiefstes, ihr eigentliches Anliegen, damals aufgenommen in die Geschichte einer späten Liebe zwischen einer Deutschen und einem Engländer, ist das selbe ge-

Die literarische Seite

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer

Neu herausgegeben von Max Hecker, Insel-Verlag, Leipzig.

A. H. Als Goethe nach langem Fernbleiben im August des Jahres 1814 seine Heimatstadt Frankfurt wieder aufsuchte, machte er die Bekanntschaft der jugendlichen Sängerin Marianne Jung, die seit Jahren als Pflegetochter im Hause eines Goetheschen Familienfreundes, des Bankiers Jakob v. Willemer lebte, und die ihm kurze Zeit darauf als Gattin angetraut wurde. Ein schalkhaftes Gedicht, worin die junge Frau den berühmten Dichter um einen Eintrag ins Stammbuch bittet, leitet den Briefwechsel ein, der bis zu Goethes Tod zwischen ihm und dem Ehepaar Willemer getreulich geführt wird. Die schon bei der ersten Begegnung empfundene Anziehungskraft der „lieben Kleinen" lockt den Dichter im Sommer des nächsten Jahres wieder in ihre Nähe. In der ländlich-friedlichen Stille des Willemer'schen Landhauses, in der Gerbermühle bei Frankfurt, und im Umkreise des romantischen Heidelberger Schlosses verlebt Goethe jene Tage, die er kurz vor seinem Tode noch seine „allerschönste Zeit" genannt und aus denen Marianne von Willemer sich Kraft schöpft für ein ganzes langes Leben.

„Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond sähe im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermutet die Sonne auf."

Diese Eingangsworte zum Buch Suleika des west-östlichen Divans verbergen und offenbaren zugleich das zur still leuchtenden Flamme gebändigte Feuer von Goethes Liebe zu Marianne von Willemer. Sie sind durchdebt von denen seligen Staunen, das den 66jährigen Dichter immer wieder befällt, wenn er sich als dem liebend geliebten Freunde von noch jugendlich strahlenden Freundin empfindet. Es ist kein Wunder, so meint der Sänger des Divan, das der junge Jussuph einst die holde Suleika entzückte,

„Aber daß du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickt,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen:
Sollst mir ewig Suleika heißen."

Unter diesem Namen ist Marianne von Willemer in die deutsche Dichtung eingegangen. Aus der gemeinsamen Lektüre der altpersischen Hafis-Gedichte, aus dem heitern Spiel des Chiffre-Briefwechsels das die Abende auf der Gerbermühle belebte, erwuchs der Wechselgesang Hatems und Suleikas, darin sie als die vom Dichter Besungene und zugleich als die auf sein Lied antwortende Dichterin weiterlebt. Es ist für Mariannes Wesen ein äußerst bezeichnender Zug, daß sie ihre Mitwirkung an dieser Goetheschen Dichtung viele Jahre lang geheimgehalten hat und erst im hohen Alter einem Vertrauten davon sprach. Ihr ist es Ruhm und Ehre genug, daß Goethe selbst ihre Gedichte als „im schönsten Sinne sein eigen" empfindet und sie als solche mit seinem Werke verschmilzt. Ihr ist es Glück genug, daß sie selbst um den geheimen Sinn des west-östlichen Zwiegesanges weiß und daß die Schlüssel zu seinem Verständnis in ihre Hand gegeben sind.

Als Goethe am 26. September 1815 in Heidelberg von Marianne Abschied nimmt, wird noch einmal ein baldiges Wiedersehen in Frankfurt verabredet. In einem Briefe an Willemer läßt er die Freude, durch eine Andeutung nur, erahnen, welche Gründe ihn seinem Versprechen untreu werden heißen, ihn die Rückkehr nach Weimar auf anderer Route nehmen lassen. „Ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse." Goethes Briefe an Freund und Freundin lassen auch uns erahnen, welch herben Verzicht es für ihn bedeutet, diese Haltung fortab zu bewahren. Wie oft sehen wir ihn mit Reisewünschen und Wiedersehenshoffnungen spielen, wie mühsam und sorgfältig verbaut er sich aber jedesmal den Weg nach dem lockenden Westen! Ihn hält das Werk, die Familie, ihn schickt der Arzt nach dem böhmischen Bädern, und als er gar einmal trotz aller Bedenken zum Wiedersehen sich entschlossen, bricht der ungeschickte Kutscher ein Wagenrad, Anlaß genug, um die Reise nun endgültig aufzugeben.

Und Marianne? Ihrem heiteren Temperament, ihrem fröhlichen Sinn, kann die Trennung vom Freunde lange Zeit noch nichts Unabänderliches heißen. Sie ist unermüdlich, aber stets in bescheiden-demütiger Weise unermüdlich, den Freund in ihren Briefen herbeizuwünschen, herbeizubitten. Im Gegensatze zu ihrem ernsteren und leicht verbitterten Gatten weiß sie ihr Anliegen stets in anmutiger und oft scherzhafter Form vorzubringen. So schreibt sie im Oktober 1817 unter seinen Brief, der eine dringliche Einladung an Goethe enthält: „Willemers Hoffnungen und Wünsche sind auch die meinigen, nur mit dem Unterschiede, daß ich letztere unter die frommen zähle, deren ich so viele habe, daß ich selbst frömmer dadurch werde. Einige Zeilen von Ihrer Hand werden sehr erquicklich sein, auch wenn sie die Luftschlösser zerstören, die Willemer baut und ich möbliere." Von dem geheimen Kummer, der an ihrem Herzen nagt, von der Schwermut, die ihr Gemüt zeitweise überschatte, hört Goethe nur durch Mariannens Gatten. In rührender Besorgnis um die leidende Frau bittet er Goethe um seinen Besuch, denn von seinem Erscheinen erhofft er, daß es „so vieles heilen könnte, so vieles ordnen und anders gestalten." Auf diesen Anruf hin ist Goethe nicht stumm geblieben: er schreibt an Marianne den einzigen Brief, darin er die „Allerliebste" mit dem liebenden Du anspricht und sich in seiner Neigung unverhüllter zu erkennen gibt, als es sonst brieflich jemals geschehen ist.

Es ist das eigentliche Wunderzeichen, das über der Beziehung Goethes zu Marianne und damit auch über dem Bande ihrer Briefe steht, daß ein Schimmer jenes ersten, zwischen ihnen aufgegangenen Lichtes bis zuletzt ihnen treu bleibt. Stärker als liebende Erinnerung, anders als bloße Dankbarkeit, erwirkt es den dauernd Getrennten immer wieder eine lebendige Gegenwärtigkeit. „Das Wort Marianne steht noch gerade so aus, wie Sie es vor Jahren schrieben," Hubhub, der Liebesbote, trägt freundliche Gaben von Haus zu Haus, Mariannes Locke, in zierliches Medaillon gefaßt, wird dem Dichter zum Amulett, das ihn überall hin begleitet. Der Vollmond empfängt und vermittelt noch immer ihre liebenden Gedanken. Das Dornburger Gedicht, dem Briefe vom 23. Oktober 1828 beigeheftet, gibt von diesem bleibenden Einverständnis das schönste Zeugnis.

Goethe selbst hat im letzten Jahr seines Lebens den tragenden Grund der Beziehung dargelegt, als er an Marianne schrieb: „Da Sie es übrigens halten wie ich; den Tag zu sichern und zu schmücken wie möglich und dem Dulden sogleich eine Tätigkeit entgegenzusetzen, so bleiben Sie auch wie ich unwandelbar in freundlichster Neigung." Den versiegelten Bund von Mariannens Briefen sendet er ihr mit der Bitte zu, ihn bis zu „unbestimmter Stunde" uneröffnet zu lassen. Nach seinem Tode findet sie darin die Zeilen:

„Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geschrieben
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit."

Adelheid, Mutter der Königreiche

Gertrud Bäumers eindringliche Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit und besonders mit der Stellung der Frau im Mittelalter hat sich auf eine der großen Frauengestalten dieses Zeitraums konzentriert und in einem bedeutenden, umfangreichen Buche ihren Niederschlag gefunden. Adelheid, die Gemahlin des großen Sachsenkaisers Otto I., ist der solch eingehender Erforschung und Darstellung würdige Gegenstand, und die große Aufgabe ist anderseits durch Bäumer in einer ihres Gegenstandes würdigen Weise gelöst worden. Die Form des Buches ist die biographie romancée. Bei den sehr verschiedenen Graden der Geschichtlichkeit, welche dieser Gattung eignet, gehört es zu derjenigen Art, die der rein historischen Darstellung am nächsten kommt. So nahe, daß der geschichtlich interessierte Laie, an den sich das Buch wohl in erster Linie wendet und dessen Vorstellung von mittelalterlichem Leben und Geschehen es entschieden klärt und bereichert, stellenweise bedauert, nicht entscheiden zu können, was geschichtliche Tatsache und was dichterische Einfühlung oder Erfindung ist. Gehörten wohl gelegentliche Hinweise in dieser Richtung — sei es im Text oder in Anmerkungen — ins Reich der unerfüllbaren Wünsche? Würden sie das abgerundete Bild der Erzählung stören, oder empfände eine große Zahl der Leser sie nur als überflüssig? — Diese Fragen wollen sich jedoch nicht grundsätzlich gegen die Art des Buches wenden, denn die geschichtlichen Quellen für jene Epoche sind nicht so reichhaltig und gehen vor allem nicht so weit ins Detail, als daß sich aus ihnen ein rein geschichtliches Lebensbild von der Unmittelbarkeit, Farbigkeit und Fülle von Bäumers Darstellung gestalten ließe. Adelheids Gestalt könnte nicht so leibhaftig vor unser Auge beschworen werden, wenn nicht bei einzelnen Szenen oder Gesprächen etwa das geschichtlich Gegebene aus Intuition und Phantasie der Darstellenden ergänzt würden.

Aber nicht nur Größe und Bedeutung der Gestalt an sich, sondern vor allem auch das reich bewegte Schicksal der Kaiserin fesselt den Leser, dieses Schicksal, das aufs engste mit demjenigen des gesamten Abendlandes verwoben ist. Eng verwoben mit den Geschicken eines ganzen Erdteils nicht nur durch die ausgezeichnete Stellung Adelheids als römische Kaiserin deutscher Nation, sondern auch durch ihr persönliches Wirken als „Consors regni" — Mitregentin — eines großen Gemahls, durch ihr entscheidendes Mitbestimmen beim Aufbau des Reichs und durch die hohe Auffassung ihres Amtes, kraft welcher sie ihr ganzes Tun und Streben der einen großen Idee des christlichen Imperiums unterstellte. Durch ihre burgundische Abstammung war sie für die Erfüllung dieser Idee wie vorbestimmt, stellte doch das damalige Herzogtum Burgund nach Art und Lage ein Bindeglied zwischen dem deutschen Reich, Frankreich und Italien dar.

Ganz jung dem König Lothar von Italien vermählt wird Adelheid nach einer an sich glücklichen, aber unter dem Druck der schwierigen und unhaltbaren Situation Lothars stehenden Ehe noch nicht zwanzigjährig Witwe. Noch Schwereres trifft die junge Königin, die den Gatten wahrscheinlich durch Vergiftung verlor, und die ihr kleines Töchterchen zur Mutter nach Burgund in Sicherheit bringen mußte: sie wird von ihren Gegnern in Italien monatelang gefangen gehalten und kann sich nur wie durch ein Wunder aus dem Kerker am Gardasee befreien. Der tiefsten Not folgt unmittelbar der Aufstieg zur höchsten Würde: Otto der Große wirbt um ihre Hand, und bald nach der Hochzeit empfängt sie mit ihm die Kaiserkrone in Rom. Stellen auch die Eingewöhnung im rauhen Norden, die derbe Art der Sachsen, schwierige Auseinandersetzungen mit den übrigen deutschen Herzögen, die meist zugleich nahe Verwandte sind, mancherlei Anforderungen an die junge Kaiserin, in Otto I. hat sie einen ihrer geraden und edlen Haltung würdigen Gemahl zur Seite, mit dem sie in innerer Zusammengehörigkeit nicht nur die Freude an großen Siegen, sondern auch alle Gefahren und Sorgen teilt. Der schwerste Schlag für sie ist Ottos Tod nach zweiundzwanzigjähriger Ehe, denn nicht nur folgt daraus für sie Verzicht auf ihre kaiserliche Würde, sie sieht mit klugem Blick auch die großen Gefahren, die dem Reich aus der Regierung des noch jungen Otto II. erwachsen, aus der Art ihres edlen, aber seinem Vater an Bedeutung und Weitblick nicht ebenbürtigen Sohnes. Doch sich von der Welt zurückzuziehen ist die Zeit für sie noch nicht gekommen. Lange Jahre verbringt sie als Statthalterin Italiens in Pavia. Auch nach dem frühen Tod des Sohnes sieht sie ihre Aufgabe für das Reich im Wesentlichen noch in Italien, da in Deutschland Theophanu, die griechische Gemahlin Ottos II. die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn führt. Erst nachdem der Tod auch Theophanu in jugendlichem Alter hinweggerafft, tritt sie noch einmal an die Spitze des großen deutschen Reiches, um während einiger Jahre die Regentschaft für ihren minderjährigen Enkel zu führen. Niemand ist geeigneter, das noch junge, eigentlich erst im Werden begriffene Reich vor dem Auseinanderfallen zu bewahren als sie, kraft ihrer Abstammung sowohl als kraft ihrer reifen und weisen Einsicht. „Mutter der Königreiche", wie sie im Untertitel heißt, sie ist es fürwahr, und Mutter blieb sie bis an ihr Lebensende, auch nachdem sie sich von der Welt in das Kloster Selz am Rhein zurückgezogen. Nur war sie hier keine Mutter irdischer Königreiche mehr, sondern eine solche der Armen und Kranken. Und „Mutter nannten sie die Führer und Glieder der großen Bewegung, die durch die Seelen ging auf das Jahr Tausend zu... Sie wurde die Friedensstifterin, die Mutter der großen Bewegung, die von Cluny ausging, für den Gottesfrieden." Die Notwendigkeit der cluniazensischen Klosterreform empfand Adelheid aus tiefstem Herzen, sie, die mit wachender Sorge die fortschreitende weltliche Machtentfaltung der Kirchenfürsten beobachtet hatte. Mit dem jungen Abt Odilo von Cluny unterhält sich die ihr nahes Ende ahnende große Regentin über letzte Fragen, Maßstab und Rechtfertigung für ihr Leben suchend: Ist die imitatio Christi das Gesetz der Welt, oder ist sie es nicht?" Kann der in die schuldhafte Verkettung der Welt hineingestellte Regent je ganz sein Christi Nachfolger sein? — Ihre letzte Beichte enthält die für sie so bezeichnenden Worte: „Sch bekenne, daß ich die irdische Krone geliebt habe, um des Dienstes willen, zu dem sie mich berief, und daß es mich viele Tränen gekostet hat, sie zu lassen — —". Zu tiefst von der Berufung des Herrschers durchdrungen konnte Adelheid im Ringen um Entsagung nie völlig verzichten. Aber nie liebte sie die Macht um ihrer selbst willen, denn letztlich geschahen ihre Entscheidungen und ihr Handeln im Interesse des Ganzen, und immer fühlte sie sich nur als Statthalterin Gottes.

Durch all die vielfältigen Schicksale ihrer Heldin führt uns die Autorin und läßt die Gestalt derselben immer lebendiger vor unserem innern Auge erwachsen. Ein Wunsch, den vielleicht auch andere Leser empfunden haben, möge zum Schluß noch kurz Ausdruck finden, der Wunsch nämlich nach einer stärkeren Vereinfachung des weitschichtigen Stoffes. Wohl möchten wir eine gewisse Fülle des Geschehens und der Gestalten, durch die das Bild der Kaiserin Adelheid zum Zeitbild sich erweitert, nicht missen, aber dieser Vorzug ließe sich vielleicht doch vereinen mit einer stärkeren dichterischen Konzentration, wie sie etwa Benrath in seiner „Kaiserin Konstanze" übte.

Elsi Hagnauer.

Diego Valerie

Viele Freunde zählt in der Schweiz der paduanische Lyriker Diego Valeri. Zweimal sprach er eigene Gedichte vor begeisterten Zürcher Hörern; wiederholt fand er in der Schweizerpresse freundliche Aufnahme; hierzulande wurde er übersetzt und komponiert; auf allen Schulstufen, vom Untergymnasium bis hinauf in die Hochschulen, wird er gerne gelesen.

Als er unlängst das fünfzigste Altersjahr vollendete, schenkte er uns eine neue, „Scherzo e Finale" betitelte Gedichtsammlung (Verlag Mondadori in Mailand). Daß mit diesen zwei „Sätzen" seine Lebenssinnphonie beschlossen sei, wollen wir zwar nicht annehmen. Einen Valeri, „auf's cuore vivo, perfetto", ohne Bedürfnis nach metrischer Mitteilung können wir uns nicht vorstellen: ja wir glauben an ein „Da capo-Bändchen, an künftige Lieder, so echt und unmittelbar im Ausdruck wie die jüngst erschienenen, vielleicht im Wesen beruhigter, gefaßter.

Schon jetzt kommt es gelegentlich zu einer positiven Bilanz, so im Gedicht „Montagna". Am Fuße eines Bergriesen fühlt sich der Dichter vorerst wie erdrückt; gegenüber der dauernden Sicherheit, als gequälte flüchtige Erscheinung. Indes, ihm zur Seite, im Schatten, glimmen Blumenflämmchen; ein drolliger Käfer aus „leuchtendem Anthrazit" überklettert ein Minzenblatt; ein Schmetterling weilt auf des Dichters Hand wie auf einer seltsamen Blüte. In Gesellschaft dieser rührenden Dinge söhnt er sich mit seiner Menschlichkeit anmutig aus:

„Tra queste povere effimere cose,
deboli, felici, paurose,
chiuso dentro la legge del cuor mio,
io sono io."

Im übrigen ist Valeris Dichtung nach wie vor das schlichte Bekenntnis seiner sehnsuchtsschweren Hingabe an die Welt und ihre Herrlichkeiten, worunter viel schöne Blumen und Frauen. Für diese Lust und Qual findet er überraschende Bilder, vor allem in der Miniatur-Trilogie vom ruhelosen, unersättlichen Bienenschwarm seiner Sinne.

Wie in den reiferen Gedichten der „Poesie vecchie e nuove", erweist sich der heutige Valerie frei vom rein Impressionistischen, frei von spielerischer Wortmusik, unentwegt im Durchdringen des Naturgeschehens, im Ergründen des Gleichnishaften. Wie ehedem, erfreut er durch einprägsame Lebendigkeit der Sprachbewegung, dann und wann durch beschwingten bis ungestümen Humor.

In Venedig niedergelassen, im Dogenpalast (auf dem Oberinspektorat über die Kunstwerke) arbeitend, freit Valeri sich stets wieder versucht, Sonderaspekte seiner Traumstadt zu singen, jedoch in ganz eigener, jeder Konvention und Illustration abgeneigter Weise. So wird der plötzliche Nieder- und Hochflug einer Markusstaube zum Aufruhr in seinem Dichterherzen.

Valeris Weltoffenheit läßt keine ausschließliche Bindung an die nähere und fernere Heimat zu. Der im französischen Kulturbereich Bielerfahrene, dem wir feinfühlige Literaturstudien und Uebertragungen danken wie („La signora Bovary"), liest sich nunmehr in die deutsche Poesie ein, um deren Unsterbliche auszukosten und sie auf italienischem Sprachgebiet in heute genießbarer Fassung einzuführen.

Als Beispiel für dies neueste Schaffen unseres Dichters sei (aus dem „Meridiano di Roma", 15. August 1937) Goethes „Der du von dem Himmel bist..." in Valeris anschmiegsamer Nachdichtung wiedergegeben.

Canto notturno del viandante.

Tu del cielo, che racqueti
ogni affanno, ogni dolore,
che di doppia gioia allieti
chi più misero è nel cuore,
vinto io son dalla fatica.
A che val pena o diletto?
Pace amica,
vieni, ah vieni nel mio petto!

E. N. Baragiola.

Hildur Direlius: Die Pflegegeschwister

Uebersetzt von Ernst von Aster. Wichern-Verlag Berlin.

Soeben ist ein neues Buch der Direlius herausgekommen. Wer ihre „Sara Alelia" und „Die Sünderin" kennt, wird andere Bücher beiseite legen, um sich voller Spannung diesem neuen kleinen Werk zuzuwenden. Die „Sara Alelia" war gewissermaßen etwas Einmaliges, und man war dabei versucht, an die Größe und Kraft eines Epos zu denken. „Die Pflegegeschwister" ist mehr im Rahmen der „Sünderin". Es wohnt den nordischen Dichtern meist viel ethische Kraft inne, sodaß das menschliche Geschehen aus hoher Gesetzmäßigkeit heraus stärkste Bedeutung erhält. Hier begeht ein junger Mensch eine schuldhafte Tat. Aber da er in höchster Verzweiflung dazu getrieben wurde, kann man die Tat nicht nur begreifen, sondern man kann sie nicht als wirkliche Schuld empfinden. Da die Sache geheim bleibt und sich somit dem menschlichen Gesetz entzieht, finden der junge Mann und seine Mitwisserin, die Frau, keine Ruhe im Herzen. Die Tat verlangt nach irdischer Sühne. Unerbittlich spürt man die Gesetzmäßigkeit dieser innern Entwicklung; und wehen Herzens folgt man den Leiden und Kämpfen dieser beiden Menschen. Besonders die Frauengestalt ist von edler Kraft; und sie ist es auch, die den Mann aus seiner Not zur Befreiung führt. Schmerzlich muß man es miterleben, daß dieses Ringen und diese Erlösung schwerstes Opfer fordern. Aber man atmet dankbar auf, als endlich das „Licht" Sieger bleibt und die unerbittliche Gesetzmäßigkeit durch eine wohltuende Schlußnote stillen menschlichen Glückes gemildert wird. Hildur Direlius hat uns mit diesem Roman ein Geschenk gemacht, und mit Dankbarkeit nehmen wir dieses künstlerische wertvolle und menschlich unendlich ergreifende kleine Werk auf. W. v. P.

Neue Erzählungen

Im Friedrich-Reinhardt-Verlag Basel sind wiederum zwei neue, hübsche Bändchen in der Stab-Bücherei schweizerischer Autorinnen erschienen, die für stille, besinnliche Stunden warm zu empfehlen sind. Ueber die beiden Erzählungen von Anna Richli „Die Schifferstrau" und „Die Goldstikterin" möchte man als Motto das Wort der Dichterin setzen: Liebe ist nicht nur Gebot, Liebe ist Gnade. In einfachen, zu Herzen gehenden Worten erleben wir die Geschicke der bescheidenen, zarten Schifferstrau auf den Frachtschiffen der Seine, die neben ihrer erdnäheren und tatkräftigeren Schwägerin und deren gesundem Kinde am eigenen Leibe um ihr langsam dahinsiechendes Knäblein fast zerbricht und unmerklich in Haß und Neid zu versinken droht, bis die Not an ihrem Herzen rüttelt und sie unter größtem Opfer das gehaßte Kind aus Todesgefahr errettet. — Die „Goldstickerin" Angélique ist eine stille Heldin aus dem französischen Volke zur Zeit der absoluten Monarchie Frankreichs und die Erzählung mutet an wie eine Legende. Das einfache Mädchen nimmt die schwere Bürde auf sich, zur Rettung ihrer jungen, vom König verbannten und verlassenen Herrin Felicité die unehelichte Mutterschaft auf ihre eigenen Schultern zu laden und sie hütet dieses Geheimnis auch dann, als der Geliebte an ihr zweifelt und bis die junge, ehemals so leichtsinnige Hofdame durch den Anblick ihres Kindes säh zur Mutter erwacht.

Die zwei Novellen „Wenn die Wasser steigen" von Nelly Zwicky, führen uns ins Glarnerland an die Ufer der Linth. In der Titelerzählung schildert die Verfasserin den Kampf der Bewohner gegen die noch nicht korrigierte Linth und die Schrecken der Franzosenbesetzung anno 1798.

Für die beste Antwort 1'000 Fr.

Anlässlich des 35jährigen Jubiläums der Nago, Olten, wird eine Prämierungsfrage gestellt, für deren beste Antworten Fr. 20,000.— an Weihnachten verteilt werden, davon ein 1000-Franken-Barpreis für die beste Antwort; ferner kleinere Barpreise und ca. 25,000 grosse und kleinere Warenpreise. Die Beteiligung ist frei. Dies ist eine Prämierung, bei der fast jedermann einen Preis erhält, — erkundigen Sie sich über die näheren Einzelheiten in einem der über 16,000 Spezereigeschäfte, welche Nago-Produkte führen.

NAGO Chocolat OLTEN

Steinfels-Produkte
das Beste für alle Wäsche.
215

In knappen Zügen ist das Schicksal der mutigen und starken Witwe Hertach gezeichnet, die hart und rechtschaffen gegen die Anfechtungen des halsstarrigen Nachbarn auftritt und der es mit Hilfe des jungen, versöhnenden und weitsichtigen Pfarrers Johann Jakob Zwicky gelingt, die ältere, anders geartete Tochter wieder ins reale Leben zurückzuleiten. — Die zweite Erzählung „Das Geheimnis des Knechts" führt uns in die nahe Vergangenheit und schildert die Geschichte des Knechtes Kaspar Fischli, der schweigsam und ohne Anschluß an gleichaltrige Burschen sich verschlossen und freudlos mit geheimem Kummer umherquält bis ihm die nur wenig ältere herzensgute Meisterstochter ein wenig Sonne ins Leben bringt. Ihre Verheiratung läßt ihn am Leben verzweifeln und erst in letzter Stunde löst sich der Verdacht, am Tode seines Bruders schuldig zu sein, so daß er endlich zukunftsfreudiger sein Leben aufbauen kann.

Der Roman „Hebe" von Erwin Heimann beschäftigt sich ganz mit den Nöten der heutigen Zeit, vertritt aber trotz des Titels keine parteipolitischen Interessen, sondern spricht von Mensch zu Mensch. Der Autor möchte nicht auseinander-, sondern zusammenführen. In warmen Worten schildert er die Nöte der Arbeiterschaft, deren lautere und unredlichen Absichten im ausbrechenden Lohnkonflikt und Streik, ihre Verhältnisse und Ansteinungen untereinander und sucht in oft leidenschaftlichen Worten nach mehr Verständigung, mehr Weltbürgertum und weniger Einkapselung in veralteten, unwirklichen Ideen. Im Mittelpunkt des Geschehens steht der junge Arbeiter und Streikführer aus innerer Ueberzeugung und seine Braut, Tochter aus einer Beamtenfamilie, die ängstlich an der alten Tradition festhält. Alle äußeren Konflikte aber überbrückt das Verstehen und die Liebe der jungen Menschen, die als Sinnbild dienen mögen zu weiterer, vereinigender Menschenliebe. (Verlag A. Francke A.-G., Bern.) G. R.-D.

Glückliches Dänemark

Eine Schweizerin weilte vor kurzem in Dänemark und ihren Schilderungen in der „Schweiz. Lehrerinnenzeitung" entnehmen wir:

„Wie steht es in Dänemark mit der Alkoholfrage?" war eine unserer vielen Fragen an Frau Christiansen, der Vorsteherin der Volkshochschule Frederiksborg. „Die Alkoholfrage — die gibt es nicht für uns", war ihre Antwort nach kurzem Besinnen. „Alkohol ist viel zu teuer und kommt darum fürs Volk gar nicht in Frage. Das einzige, was an Alkohol vom Volk getrunken wird, ist ein ganz alkoholschwaches Bier. Wir haben zwei Brauereien, die Tuborg und die Carlsberg. Die Carlsberg ist ein großer Segen für unser Land. Ihr Gründer hat in den Statuten festgelegt, daß aller Reingewinn für Kunst und Wissenschaft verwendet werden soll. Und nun fließen Jahr um Jahr große Summen für das geistige und künstlerische Schaffen. Die Carlsberg Glyptothek, diese herrliche Skulpturen- und Bildersammlung in Kopenhagen, der Wiederaufbau des wundervollen Schlosses Frederiksborg, das vor Jahren inwendig ausbrannte, die Ausrüstung von Expeditionen,, Stipendien für begabte junge Studenten und Künstler verdanken wir ihr."

Wer müßte bei diesen Worten nicht an unsere Kämpfe um Wein- und Biersteuer denken! 700 Millionen geben wir Schweizer jährlich für Alkohol aus. Es ist kaum auszudenken, wieviel Elend und Unglück, Armut, Krankheit und Verbrechen wir verhindern könnten, wenn es uns gelänge, den Alkoholverbrauch wesentlich zu vermindern. Wir können nicht nur das mächtige Alkoholkapital verantwortlich machen für die Mißstände. Das Schicksal des St. Galler Wirtschaftsgesetzes zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, daß der überwiegende Teil unseres Volkes keine noch so bescheidene Reform will. Auf jeden einzelnen kommt es an in der Demokratie, und darum müssen wir versuchen, jeden einzelnen zu gewinnen, in jedem das Verantwortungsgefühl für das Ganze zu wecken und zu entwickeln."

Kleine Rundschau

Frau und Kirche.

Die Stimmberechtigten des Kantons Neuenburg haben über die Revision der Art. 71 und 73 des kantonalen Gesetzes betreffend Vereinigung von Kirche und Staat zu entscheiden. Der neuenburgische Frauenstimmrechtsverein hat den Großen Rat in einer Eingabe gebeten, die Frage zu prüfen, ob den Frauen nicht ausnahmsweise die Teilnahme an dieser Volksabstimmung ermöglicht werden könnte. Es wird in dem Gesuch darauf hingewiesen, daß es hauptsächlich die Frauen sind, die die Kirche besuchen und sie in jeder Weise stützen. F. S.

Kleiner Fortschritt.

Um einen Paß zu erhalten, mußte die verheiratete Schweizerin seit dem Krieg eine Ermächtigung ihres Ehegatten vorweisen. Der Kanton Waadt hat diese Bestimmung dem Beispiel anderer Kantone folgend nunmehr fallen lassen, da eine solche Einschränkung der bürgerlichen Rechte der verheirateten Frau nicht gerechtfertigt sei. F. S.

Gemeinde-Mütter.

Dem Stadtrat von London gehören heute 22 Frauen neben 102 Männern an, also annähernd 18 Prozent der Gesamtheit sind Frauen.

Die Stadträte von Basel, Bern, Biel, St. Gallen, Zürich — — wann wird auch ihnen die Mitarbeit von Frauen selbstverständlich sein?

Vom Wirken unserer Vereine

Wir geben, um auch in andern Landesgegenden eventuell ein gleiches anzuregen, Kenntnis von einer

Hagebuttenaktion,

welche, ermuntert durch den Erfolg der letztjährigen Aktion, die Sektion Chur des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins auch dieses Jahr wieder durchführt. Vielen Bergbewohnern wird dadurch zu einem willkommenen Verdienst verholfen. Letzten Herbst wurden ca. 500 Kilo Hagebutten eingekocht, und während eines Monats waren fleißige Hände von früh bis spät mit dem Sammeln, Zurüsten und Einkochen der Früchte beschäftigt.

Bestellungen für Hagebutten, Buttenmost (durchgepreßtes Hagebuttenmark ohne Zuckerzusatz) und Hagebuttenkonfitüre sind zu richten an: Gemeinnütziger Frauenverein Chur. Die Preise sind noch nicht definitiv festgesetzt, werden sich aber für Konfitüre auf ca. Fr. 2.20 stellen, für Buttenmost entsprechend mehr, für frische Hagebutten auf Fr. —.80 bis Fr. 1.20, je nach Qualität. Kesseli können eingesandt oder von dort geliefert werden. Versand geschieht per Nachnahme.

Viel nötige Arbeit

hat der Schweizer. Bund abstinenter Frauen geleistet. An seiner Zentralversammlung in Basel konnte die Präsidentin, Frau Lauterburg, zahlreiche Ortsgruppen aus der welschen wie aus der deutschen Schweiz begrüßen. — Vorstands- und Kassabericht wurden genehmigt. Im Vorstand wurden die austretenden Mitglieder durch Frau Vollenweider-Wehrli, Zürich, und Frau Kammermann-Sieber, Bern, ersetzt. — Die Adventistenfrauen wurden als neue Ortsgruppe aufgenommen. —

Besondern Anlaß zu intensiver Arbeit gibt der große Obstsegen dieses Jahres. Die Deutschschweizerische Gruppenvereinigung gab auf den Herbst ein Rezepttheft zur Dörrbirnenverwertung heraus, von dem innert Monatsfrist schon die halbe Auflage verkauft wurde. Die Gruppen machten es sich zur Pflicht, nicht nur bei der Vermittlung von Frischobst mitzuhelfen, sondern auch das Dörrobst wieder zu Ehren zu bringen. Eine wichtige Arbeit haben die Groupes Romands unternommen. Sie erstellten im Kraftwerk Vernayaz eine Dörranlage und dort werden nun 50,000 Kg. Aepfel gedörrt, um sie an die Bergbevölkerung, an Kinderheime, Spitäler, Asyle etc. zu verkaufen. Ein kleiner Vorstoß gelang auch im Tessin, wo wir von den zuständigen Departementen die Erlaubnis erhielten, eine aufklärende Schrift — natürlich in italienischer Sprache — an die kantonale Entbindungsanstalt in Mendrisio und an die Schülerinnen der hauswirtschaftlichen Fortbildungsschulen abzugeben.

Um dem Zentralvorstand zu ermöglichen, dort, wo noch keine Ortsgruppen bestehen, die Arbeit aufzunehmen, wurde ein Fonds „Elisabeth Bernoulli" gegründet.

Unsere Versammlung in Basel nahm in allen Teilen einen schönen Verlauf. Für das leibliche Wohl sorgten die Baslerinnen, Frau Jungck an der Spitze, mit ihrem Küchenauto in liebenswürdiger Weise. Mit warmem Dank an die Baslerinnen für ihre schöne Gastfreundschaft schloß die Präsidentin die Versammlung.

Marie Löffel.

Mancherlei Aufgaben hat der

Verband schweizerischer Hausfrauenvereine

sich im Laufe eines Jahres zu stellen. Von seiner 4. Delegiertenversammlung in Basel hören wir u. a.:

Aus dem Jahresbericht:

Der Verband beteiligte sich an der Mustermesse mit Plakat und Inserat seiner Prüfstelle. Es scheint, die beste und lebendigste Propaganda sei die Auswirkung der bereits abgeschlossenen Prüfungen. Die Prüfstelle ist ein sehr wichtiges Glied des Verbandes. Sie fordert von allen Mitarbeitenden große Arbeit, viel Zeit und Gewissenhaftigkeit.

Sehr viel Interesse weckte die Prüfung von tropffreien Krügen. Sie führte zu einer Eingabe an die Eidgen. Zentralstelle für Arbeitsbeschaffung, zu Unterhandlungen mit der Porzellanfabrik Langenthal und zu einem Fabrikationsversuch. — In zahlreichen Sitzungen und Verhandlungen entstanden die „Mitteilungen", die obligatorische Monatsschrift des Verbandes. Die Delegierte des Verbandes in der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst hat sich warm für die notwendige Weiterführung des Sekretariates der Arbeitsgemeinschaft eingesetzt. Eine Vertreterin des Verbandes hat als Vorstandsmitglied des Verbandes Schweizerwoche an dessen Sitzungen teilgenommen.

Das Arbeitsprogramm des VSH sieht Gründung neuer Hausfrauenvereine vor. Durch ihre gute und nützliche Arbeit sollen die Hausfrauenvereine dazu anregen, daß die Hausfrauen an andern Orten, nachdem sie Gutes von den Hausfrauenvereinen und ihrer Tätigkeit hören, selbst auch Lust bekommen, einen solchen zu gründen.

Die Quästorinnen des Verbandes und der Prüfstelle referieren über ihre Jahresrechnungen.

Fast einstimmig beschließt man Beteiligung des VSH an der Schweizer. Landesausstellung 1939. Frau Bopßhart referiert über Einteilung, Charakter und Organisation der Ausstellung. In den Gruppen, in welchem Mitarbeit des Verbandes in Frage kommt, soll die Kultur und das Schaffen der Schweizer Frauen Ausdruck erhalten.

Nach dem geschäftlichen Teil serviert die Kochkommission Basel einen feudalen Tee. Frau Landolt, Zürich, findet noch Zeit, über die Arbeit in Verbindung mit der Propagandazentrale für Obst- und Rebbau zu erzählen.

H. Gut.

Von Kursen und Tagungen

Bei genügender Beteiligung wird ein Kurs von vier Abendvorträgen mit anschließender Aussprache von der Vereinigung für Frauenstimmrecht Basel durchgeführt über:

Gefahrzentren der Welt

Montag 8. November: Spanien. Referent: Dr. Hans Heußer.
Montag, 15. November: Rußland. Referent: Architekt Hans Schmidt.
Montag, 22. November: Palästina. Referent: Dr. Max Cohn.
Montag, 29. November: China. Referent: Missionsinspektor G. Hannich.

Kurslokal: Frauen-Union, Pfluggasse 2, 3. St. (Lift). Beginn jeweils 20 Uhr. Eintrittsgebühr: ganzer Kurs Fr. 2.—; Einzelstunde Fr. 1.—. Anmeldungen sind zu richten bis spätestens Samstag, 30. Oktober an G. Gerhard, Peter Rotstr. 49.

Voranzeige.

Sonntag den 21. November wird in Zürich der

12. kantonale Frauentag

stattfinden, welcher in Verbindung mit der Gesetzesvorlage über die Heraufsetzung des Mindestalters für den Eintritt ins Erwerbsleben dem Thema „Zwischen Schule und Beruf" gewidmet ist. Die Frauenzentralen von Zürich und Winterthur erwarten einen regen Besuch der Frauen von Stadt und Land.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceumklub, Rämistr. 26, 1. November, 17 Uhr, Literarische Sektion: Dr. Karl Wolff, Dresden: „Shakespeares Persönlichkeit".

Zürich: Schweizerischer Verband der Akademikerinnen, Sektion Zürich, 3. November, 20.30 Uhr, im Lokale des Lyceumklubs. Ordentliche Generalversammlung (Jahresbericht, Jahresrechnung, Wahlen).

Basel: Hausfrauenverein Basel und Umgebung, 11. November, 20 Uhr, kl. Gemeindesaal des Bischofshof: Mitgliederversammlung mit Vortrag von Pauline Müller über „Erziehung zur Einfachheit". Gäste herzlich willkommen.

Radiovorträge.

1. November, 16 Uhr: „Der Dichter und die Frau" (Mundartvortrag über Gottfried Keller und seine Mutter).
3. November, 20.10 Uhr: Annette Kolb liest aus ihrem Mozart-Buch.
4. November, 19.20 Uhr: „Vererbung" (Fortsetzung).
5. November, 16 Uhr: Verwendung von Lederresten.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 32,203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608.
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Wie ganz anders bist Du,

köstliche Teresina! So eigenartig entzückend und jedesmal herzhaft neu in Deiner herben Süsse. Man kann sich an Dir einfach nie satt essen. Gib acht: Eines Tages werden wir Dir das Geheimnis deines Erfolges doch abgelauscht haben und dann — werden hoffentlich auch uns alle Herzen zufliegen.

Tobler

515

Du bist natürlich fein heraus in Deinem neuen Wintermantel, Köbi! Der ist nicht neu, schon drei Winter trage ich ihn. Jetzt ist er von Terlinden chemisch gereinigt, drum sieht er wieder so flott aus.

TERLINDEN
Küsnacht-Zürich
Die grösste Färberei u. Chem. Reinigungs-Anstalt d. Schweiz

Wir drucken
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe.
Buchdruckerei Winterthur AG
vormals G. Binkert A.-G.

Das Plauderstündchen
4437
im heimeligen Teeraum
GIPFELSTUBE
Marktgasse 18 Zürich

Meyer-Buck
Schifflände-Kirchgasse
Zürich 1
Porzellan
Kristall
Kunstkeramik
5592

In Basel an P 568-2 Q
nur berufstüchtige Frau
ist die Leitung eines gepflegten, gut-eingeführten
Apartmenthouse
mittlerer Größe per 1. Januar 1938 zu vergeben.
Auskunft Advokatur- u Notariatsbüro Aeschenvorstadt 25, I.

Erkältet?
täglich gurgeln mit **Sansilla**
dem Gurgelwasser für unser Klima
Originalflaschen à Fr. 2.25 u. 3.50. Erhältlich in Apotheken
523-13

Rumpf
Nach vielen Proben man begreift:
Für jede Haut nur „Bor-Milk-Seife"
Zürich
4547

Rollwürstli in Dosen
Qualitätsvergleiche überzeugen.
Suswürstli in Dosen
OTTO RUFF/ZÜRICH
WURST- UND CONSERVEN-FABRIK
522

Auch im Spezialgeschäft kauft man billig und gut ein
Daher Küchen-Artikel und Maschinen nur vom
SCHWABENLAND & CO. A.G. ZÜRICH
HOTEL-KÜCHEN- & KONDITOREEINRICHTG.
St. Peterstr. 17
Telephon 53.740

Schweizerware kaufen, heisst Arbeit schaffen!